

die frühen Statistiken der maria-theresianischen und josephinischen Epoche, und publiziert eine Fülle von Daten, die zur sozio-ökonomischen Analyse bestens verwendet werden können. Auch die Lokalgeschichte, die die 444 Ortschaften des Komitats Zemplén thematisiert, wird bereichert und mit zuverlässigen Angaben aus dem späten 18. Jahrhundert versehen. Es wäre nur noch zu hoffen, dass der Verleger, das Historische Institut der Universität Debrecen, diese Angaben auch als elektronische Datenbank online zugänglich macht.

Antal Szántay

Budapest

Kultur und Bildung

RIEDEL, JULIA ANNA: *Bildungsreform und geistliches Ordenswesen im Ungarn der Aufklärung. Die Schulen der Piaristen unter Maria Theresia und Joseph II.* Stuttgart: Franz Steiner 2012. XIV, 615 S. 42 sch/w Abb., 4 Graf., 2 Tab., 3 Kt. ISBN 978-3-515-09911-0 = Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 77.

Julia Anna Riedel widmet sich – auf Ungarn bezogen und im Kontext der von Maria Theresia und Joseph II. implementierten Bildungs- und Kirchenreformen – der vielseitigen Darstellung der Transformationsprozesse in den Praktiken der Wissensorganisation und der Wissensvermittlung des Piaristenordens. Ihre Arbeit ist die neubearbeitete und ergänzte Fassung der unter der Leitung von Anton Schindling 2010 angefertigten und an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen erfolgreich verteidigten Dissertation der Verfasserin. Die unter dem Titel „Bedrohte Ordnungen“ laufende fächerübergreifende Forschungsinitiative der Tübinger Universität bietet den entsprechenden konzeptionellen und methodologischen Rahmen für diese interdisziplinäre Thematik zur Ordens-, Wissenschafts- sowie Bildungsgeschichte. Das Projekt fokussiert auf Störelemente, welche die Legitimation, die Zielsetzungen, den internen Zustand sowie die Existenz von frühneuzeitlichen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Ordnungen in Frage stellen, und auf die Erforschung von Überlebens- beziehungsweise Bewältigungsstrategien, die von den einzelnen Ordnungen inmitten solcher Krisensituationen als Gegenreaktion entwickelt werden.

Bereits die Fragestellung der Verfasserin passt sich diesem, auch als Annäherungsmethode interpretierbaren Forschungsansatz an: Inwieweit stellten die Kirchen- und Bildungsreformen der aufgeklärten absolutistischen Regierungsverwaltung der Habsburger eine Bedrohung für den Piaristenorden dar? Welche Überlebensstrategien wurden vom Orden entwickelt, um sich dem inmitten der von der imperialen Habsburger-Strategie geprägten Veränderungen entstandenen neuen System anzupassen und das Fortbestehen des Ordens entsprechend gewährleisten zu können? Die Antworten auf diese Fragen werden von der Verfasserin in den Kontext eines Narratives verlegt, der den historischen Rollenwandel des Piaristenordens als Entwicklungsgeschichte darlegt. Besonders hervorzuheben ist, dass der Piaristenorden nicht unreflektiert und isoliert behandelt wird, sondern die Funktionen, gesellschaftliche Stellung und Geltung des Ordens im Werk durchweg komparativ zur Tätigkeit des bis zum Jahr 1773 als Konkurrenten angesehenen Jesuitenordens gestellt werden.

Die Arbeit beruht auf einer besonders reichen Quellenbasis, die durch eine systematische Archivarbeit in Budapest (vor allem im Zentralarchiv der ungarischen Provinz des Piaristenordens, im Ungarischen Nationalarchiv, in der Handschriftenabteilung und Kleindrucksammlung der Széchényi Nationalbibliothek, in der Handschriftenabteilung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften), in Wien (Allgemeines Verwaltungsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv), in Rom (Archiv des Piaristenordens sowie Archiv des Jesuitenordens) erarbeitet wurden. Hierbei wurden verschiedenartige Dokumente (Verordnungen, Intimaten, Briefwechsel, Bittschriften, Petitionen) sowie zeitgenössische Druckschriften (Ordens-Regeln, Lehrpläne, Zeitschriften) erschlossen. Gleichzeitig zeugt das Werk von der Bewandnis der Verfasserin in der einschlägigen älteren und neuesten, vorwiegend deutsch- und ungarischsprachigen Fachliteratur.

Die vielseitig veranschaulichte Quintessenz ihres Standpunktes zu den Relationen des Piaristenordens und des ungarischen Schul- und Unterrichtswesens sowie die im Organisationswesen des Piaristenordens und im Beziehungssystem zum weltlichen Machtgefüge in Folge der Bildungsreformen ansetzenden Transformationsprozesse werden von der Verfasserin in zwei umfangreichen und detailliert strukturierten Kapiteln dargelegt. Diese zwei substantziellen Teile des Werkes folgen, der Gestaltungsart und Gattung einer Dissertation entsprechend, einer in fünf kleinere thematische Einheiten unterteilten Einleitung. Hier thematisiert Riedel das für Fragestellungen, Methode und dem Werk als theoretischer Rahmen dienende Forschungskonzept der „Bedrohten Ordnungen“ sowie die in den einzelnen Kapiteln wiederkehrenden zentralen Begriffe (*Orden/Ordensgeistlicher, Schule, Säkularisierung, katholische Aufklärung, Josephinismus, aufgeklärter Absolutismus*). Außerdem bietet sie einen kurzen Überblick über die Funktionsweise des Piaristenordens. In Bezug auf die fünf Unterkapitel der Einleitung sei angemerkt, dass die Erläuterung einzelner Begriffe hätte ausgelassen werden können. Die Begriffe werden von der Verfasserin nur kurz und in einigen Fällen sogar verallgemeinernd und dem in späteren Kapiteln mit umsichtiger Präzision ausgearbeiteten Kontext entrissen erklärt. Als besonders prägnante Beispiele hierfür seien die Begriffe *Josephinismus* und *aufgeklärter Absolutismus* angeführt, bei denen die Verfasserin sich auf die einschlägige deutschsprachige Fachliteratur stützt und die Ergebnisse der entsprechenden – ihr übrigens sehr wohl bekannten und von ihr später auch zitierten – ungarischen Forschungen (so H. Balázs, Hajdu, Soós, Balogh) außer Acht lässt. Riedel schließt ihr Buch mit einer umfangreicheren deutschen sowie einer kürzeren englischen und ungarischen Zusammenfassung, in der sie die maßgebende Rolle der Piaristen bei der Vermittlung der katholischen Aufklärung mittels verschiedener Kanäle hervorhebt – so auch die wechselhafte, an den jeweiligen kirchenpolitischen Konzepten Maria Theresias und Josephs II. mal angepasste, mal sie zurückweisende Dynamik. Das Werk enthält auch reichliche Illustrationen, in erster Linie Landkarten, die den Geltungsbereich der einzelnen Ordenshäuser, Schulinstitutionen sowie des Ordens allgemein bildlich darstellen, zwei Bildergalerien über Ordenshäuser der Piaristen, ihre charakteristischen Betätigungen sowie emblematischen Persönlichkeiten, Tabellen über den Gebrauch der deutschen Sprache als Unterrichtssprache, über die finanzielle Lage der Ordenshäuser, Grafiken der zahlenmäßiger Erfassung und geografischen Verteilung der Mitglieder des Ordens. Sieben Quellenveröffentlichungen sowie ein Orts- und Personenregister sind dem Werk ebenfalls beigelegt.

Eines der Hauptkapitel über den „Piaristenorden im Bildungswesen des Königreichs Ungarn“ zeichnet detailliert die juristischen und strukturellen Rahmenbedingungen des Unterrichtswesens, die wichtigsten ungarländischen Zentren des Volks- und höheren Schulwesens nach. Anschließend folgt eine anschauliche Darstellung des zwischen den Jesuiten- und den Piaristenorden ausgefochtenen Konkurrenzkampfes, die beide bis 1773 »auf dem katholischen Bildungsmarkt« über eigene Monopolstellungen verfügten. In dem Teil, der von der Geschichte und Errichtung sowie vom Betrieb der ungarländischen Ordensprovinz handelt, werden die ethnische und soziale Zugehörigkeit der Ordensmitglieder, ihre Sozialisierung im Orden geschildert, aber auch »parallele Lebensbahnen«, als paradigmatisch bezeichnete Lebenswege von vier Provinzialen. Im darauffolgenden Unterkapitel über die methodologischen Ansätze des Piaristenordens verweist die Verfasserin anhand einer komparativen Analyse der von Jesuiten einerseits und von Piaristen andererseits ausgearbeiteten Lehrpläne und Jahrbücher auf die Bedeutung und Rolle des zeitgerecht umgesetzten Unterrichtsprogramms bei der Identitätsfindung der Mitglieder des Piaristenordens. Dabei wird den durch die Aufklärung in den Vordergrund tretenden, der *nova scientia* angehörenden Wissensformen der Geometrie, der angewandten Physik, der Geografie, aber auch der Benutzung verschiedener mathematischer, physikalischer und mechanischer Instrumenten eine maßgebende Stellung eingeräumt. In den letzten zwei Unterkapiteln untersucht Riedel die Rezeption der Aufklärung bei den Piaristen anhand den „Minibiografien“ der Ordensmitglieder, die vielseitige Rollen und Aufgaben in den Bereichen Wissenschaft, Kultur und Unterrichts- sowie Schulwesen übernehmen. Entsprechend ihrer Argumentation waren die als Priester oder Hauslehrer und bischöflichen Sekretäre in den Seminaren tätige Piaristen weitgehend in die Gesellschaft eingebettet. Bezüglich der Rezeption der Aufklärung durch die Piaristen verdient die außerhalb des Ordens lebende oder aus dem Orden ausgetretene, von der Verfasserin als *geistlich-bürgerliche Gelehrte* apostrophierte Gesellschaftsschicht unsere besondere Aufmerksamkeit. Die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in der Habsburgermonarchie zu beobachtende Entwicklung dieser spezifischen Gesellschaftsschicht – deren Vertreter Teil der *res publica litteraria* waren und jeweils über ein über ganz Europa ausgefächertes Beziehungssystem verfügten – verbindet die Verfasserin richtig mit der Aufhebung des Jesuitenordens, mit den von Joseph II. angeordneten Klosterschließungen sowie der Säkularisierung des Unterrichts- und Schulwesens. In dieser Hinsicht sei vorrangig der auch von Riedel angeführte Lebenslauf des an der Pester Universität tätigen Geschichtswissenschaftlers Karl Koppi erwähnt. Koppi hatte vor der Gründung der Pester Universität in mehreren Schulinstitutionen des Piaristenordens unterrichtet und war später bei mehreren Aristokratenfamilien (so bei den Familien Fekete und Dessewffy), die wegen ihrer Verbundenheit mit der Aufklärung bekannt waren, als Hauslehrer und Erzieher angestellt. Er wurde schließlich 1784 an der Pester Universität zum Professor für Weltgeschichte ernannt. Wegen seiner »verdächtigen« Beziehungen zu seinen im Jakobinerprozess kompromittierten Freunden und wegen seiner hohen Würde bei den Freimaurern verlor er 1795 seinen Posten. Koppi blieb trotz seiner Amtsenthebung zeitlebens ein Gelehrter, wie es sein – von Riedel nicht zitiertes – akademisches Projekt „Schematismus“ zeigt. Das im Zentralarchiv der ungarischen Provinz des Piaristenordens (im Fond Koppi) verwahrte Schematismus-Projekt ist eine Antwort auf die maureische Frage: »Wie kann Ungarns Handel aufblühen?« Der Autor schlägt in diesem Plan vor, an der Pester Universität eine Fakultät zu gründen, die zum Aufblühen

des Handels und zur Ausbildung von Fachleuten beitragen sollte. Sein Ziel war, ungarische Waren mittels hochqualifizierter ungarländischer Fachleute ins Ausland zu vermitteln. Im Sinne des modernen und patriotischen Projekts sollte eine Fakultät für Wirtschaft an der Pester Universität eingerichtet werden, wo die Studierenden die bedeutende kommerzielle Aktivität der Stadt nutzen und neben der theoretischen Ausbildung auch praktische Kenntnisse erwerben und ein Praktikum absolvieren können sollten. Die geplante Fächerstruktur spiegelt die Hauptelemente der Wissenschaftsbetrachtung der Piaristen wider. Unter den Fächern, die von den Studierenden belegt werden sollten, stand die Warenkenntnis an erster Stelle. Als Grundlagenwissen sollten Mathematik, Physik, Chemie, Mechanik, Statik, Klimatologie, Geografie, Rechtschreibung, Fremdsprachen sowie Handelsrecht und Buchhaltung angeboten werden. Die Studierenden sollten auch zeichnen lernen, um Handelsräume entwerfen zu können, und numismatische Kenntnisse besitzen, um sich mit den auf dem internationalen Markt im Umlauf befindlichen Geldmünzen auszukennen. Beeindruckend ist, dass Koppi auch eine Professur für Geschichte und Handelspolitik plante. Zudem entwickelte sich die Idee, ein Laboratorium und ein Museums innerhalb der Fakultät zu errichten.

Das umfangreichste zentrale Kapitel des Werkes befasst sich mit dem Wirkungsfeld der thesesianischen und josephinischen Schulreformen und den Veränderungen in der Organisationsstruktur des Piaristenordens. Die Verfasserin bietet einen logisch aufgebauten und nach Themen geordneten Überblick über die innere Beschaffenheit und das Wirkungsfeld der Regierungsstrategien, die in den Verordnungen des Schul- und Bildungsbereichs (zum Beispiel „Ratio Educationis“) formuliert wurden, sowie über die Reaktionen darauf. Besonders hervorzuheben ist die Kontextualisierung der als Folge der josephinischen Kirchen- und Ordenspolitik entstandenen Tendenzen und Prozesse in der Zeit nach 1785. Riedel behandelt eingehend die von der Regierungsverwaltung initiierten Reformpläne, die darauf abzielten, den Piaristenorden in eine »Pflanzschule tüchtiger Lehrer«, das heißt, in eine bloße Rekrutierungsbasis für zukünftige Lehrer umzuwandeln. Das hätte allerdings auch bedeutet, dass die Regierung Josephs II. das bestehende Institutionssystem der Piaristen für die Umsetzung der eigenen Ziele genutzt hätte. Letztendlich konnten diese Pläne aus Geldmangel nicht umgesetzt werden. Dennoch war für den Orden diese Zeit des »Niedergangs« zwischen 1785 und 1795 gekennzeichnet von der Angst vor der Aufhebung des Ordens, vom Gefühl der Bedrohung und nicht zuletzt von der steigenden Zahl der Aussteiger, die den Orden verließen, um in eine *geistlich-bürgerliche Gelehrtenexistenz* zu »flüchten«. Es gelingt der Verfasserin überzeugend darzustellen, wie der Piaristenorden den gegen ihn gerichteten Angriffen trotzte, über einen gewissen Bewegungsraum verfügte und diesen zu nutzen vermochte, um mit Hilfe eines gezielten und plausiblen Argumentationssystems als unentbehrlicher Bestandteil des Bildungs- und Schulwesens überleben zu können.

In Ungarn wurden in den vergangenen 25 Jahren beachtenswerte Forschungen zur Ordensgeschichte betrieben, die sich in Untersuchungen und Quelleneditionen zur Kirchen- und Lehrtätigkeit des Piaristenordens manifestieren. Julia Anna Riedel entwickelt mit dieser voluminösen Arbeit, welche die Forschungen der ungarischen Historiker und Literaturhistoriker gleichwohl synthetisiert, eine gute Forschungsperspektive. Sie hat mit Hilfe modernster methodologischer Ansätze und Instrumente, unter Einbeziehung bisher nicht erschlossener Quellenmaterialien zu der unter dem Aspekt des geschichtlichen Rollenwandels des Piaristenordens aus-

schlaggebenden Periode des 18. Jahrhunderts sowohl für die Universalgeschichte als auch für die ungarische Kirchen-, Kultur-, Sozial- und Wissenschaftsgeschichte ein grundlegendes Werk mit enzyklopädischem Anspruch geschaffen.

Lilla Krász

Budapest

UJVÁRI, HEDVIG: *Kulturtransfer in Kakanien. Zur Jókai-Rezeption in der deutschsprachigen Presse Ungarns (1867-1882)*. Gesammelt, herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von UJVÁRI, HEDVIG. Berlin: Weidler 2011. 251 S. ISBN 978-3-89693-288-4.

Dieser Band präsentiert eine Textedition von Feuilletonartikeln über die Romane des ungarischen Dichtersfürsten Mór Jókai (1825-1904), die zwischen 1867 und 1882 in Pest/Budapest in den deutschsprachigen Lloyd-Blättern – ‚Pester Lloyd‘, ‚Ungarischer Lloyd‘ und ‚Neuer Freier Lloyd‘ – erschienen sind.

Die Verfasserin widmet sich einem Randgebiet der Literaturwissenschaft, das bisher überwiegend durch pressehistorische Forschungen bedacht war, aber im Zuge der Öffnung der Literatur- in Richtung Kulturwissenschaften nunmehr gesteigertes Interesse erfährt. Ujvári selbst legte in den vergangenen Jahren mehrere Publikationen über die deutschsprachigen Lloyd-Blätter vor, zum Beispiel über die Publizistik des Kulturhistorikers und Zionisten Max Nordau zur Wiener Weltausstellung 1873 im ‚Pester Lloyd‘, oder über den im deutschsprachigen Pressewesen Ungarns zentralen Verleger, Gustav Heckenast.

Die Besonderheit der untersuchten deutsch-ungarischen Transferbeziehung liegt darin, dass das Deutsche in Ungarn im letzten Drittel des 19. Jahrhundert *noch* als eine überregionale, überethnische Kontaktsprache und gleichzeitig verbreitete Kultursprache und das Ungarische *schon* als dominante Landessprache wie zwei parallele Standardsprachen nebeneinander standen – wie von der Verfasserin mit Verweis auf Ferenc Szász treffend beschrieben. Für die Kontextualisierung der Rezeption des ungarischen Dichtersfürsten Jókai in der deutschsprachigen Presse Ungarns ist die Einbettung dieser Momentaufnahme in die sprach-, sozial- und kulturpolitischen Zusammenhänge des 19. Jahrhundert wichtig.

Latein, Deutsch und Französisch galten bis zum 18. Jahrhundert im Königreich Ungarn sowohl als Verkehrssprachen der Gebildeten innerhalb des Landes als auch als Kultursprachen in der Kommunikation mit dem europäischen Ausland. Das *Hungarus*-Bewusstsein, eine für den ungarischen Vielvölkerstaat typische politische Nationsanschauung, verband diese Bildungsschicht. Die Emanzipation des Ungarischen zu einer leistungsfähigen Amts-, Unterrichts- und Kultursprache, insgesamt zu einer dominanten Landessprache erfolgte im Laufe des 19. Jahrhunderts als Ergebnis der politischen Freiheits- und Verbürgerlichungsprozesse sowie im Zuge der Herausbildung eines ethnisch-kulturellen Zusammengehörigkeitsgefühls der ungarischen Nation. Die zwei parallelen Standardsprachen entwickelten sich aber seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in entgegengesetzte Richtungen: Während Deutsch lediglich seine Stellung als Kultursprache noch bis in das 20. Jahrhundert bewahren konnte, aber stark auf dem Rückzug war, entwickelte sich das Ungarische zur alleinigen Amts- und Unterrichtssprache und konnte seine Positionen auch auf dem kulturellen Gebiet stark ausbauen. Trotz dieser gegenläufigen Entwicklung blieb das hohe Ansehen der deutschen Kultur über diese Perio-

de hinaus in Ungarn erhalten. Dementsprechend muss man das Erstarken des Ungarischen auch als ein selbstbewusstes Nacheifern interpretieren.

Diese allgemeinen sprachkulturellen Ausführungen erklären, wieso die Anfänge des Pressewesens im Königreich Ungarn am Ende des 18. Jahrhunderts zugleich die Anfänge des deutschsprachigen Pressewesens in Ungarn sind. Die Journalisten sowie die Zeitungsleser im Lande stammten entweder aus dem schmalen deutschsprachigen städtischen Bürgertum oder der ungarischen mitteladligen Bildungsschicht, die des Deutschen überwiegend ebenfalls mächtig war. Die Rolle der zu meist auch deutschsprachigen Juden, die im Laufe des 18. und des 19. Jahrhunderts ins Königreich Ungarn eingewandert waren, ist auch für die Weiterentwicklung des deutschsprachigen Pressewesens in Ungarn von großer Bedeutung, wie dies die Verfasserin zu Recht betont. Ihre Zwei- oder Mehrsprachigkeit, ihr zur Kritik nötiger Blick von außen und durch die journalistische Tätigkeit gebotene Möglichkeit, als »unabhängige Bildungsbürger« (S. 16) auftreten zu können, trotz noch fehlender rechtlicher Gleichstellung (dies erfolgte dann 1867), dürfte am Anfang des 19. Jahrhunderts viele jüdische Einwanderer angezogen haben. Diese zuerst eher apolitische Motivation zur Teilhabe am öffentlichen Leben wandelte sich seit Mitte des Jahrhunderts. Das Hochhalten der Ziele der niedergeschlagenen Revolution von 1848/1849 verband jüdische, deutsche und ungarische Bürger und verstärkte das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Identifizierung mit dem Ziel eines selbständigen ungarischen Nationalstaates. Die Aufgabe des Deutschen innerhalb von zwei Generationen und die Anpassung an die ungarischsprachige dominante Kultur großer Teile der jüdischen Bevölkerung im dualistischen Ungarn trug entscheidend zur Stärkung der Position des Ungarischen bei. (Ein kleinerer Teil der deutschsprachigen Juden und des deutschen städtischen Bürgertums Ungarns behielt die deutsche Sprache bei und orientierte sich weiterhin größtenteils an der deutschen Kultur. Ihre Vertreter verließen in vielen Fällen Ungarn und machten im deutschsprachigen Ausland Karriere, wie Arthur Holitscher, Max Nordau oder Theodor Herzl.)

Die vorliegende Textedition erhellt vorzüglich den beschriebenen Zustand des noch starken Deutschen und des immer stärker werdenden Ungarischen sowie seine Auswirkungen auf die Akteure der Vermittlungsarbeit. Sie bietet einen Einblick in die Rezeption der Werke eines der prominentesten ungarischen Autoren des 19. Jahrhunderts, des romantischen Schriftstellers Mór Jókai, dessen Schriften heute noch zum Kanon der ungarischen Literatur gehören: Er verfasste überaus beliebte Romane, die das kulturelle Zusammengehörigkeitsgefühl der ungarischen Nation nach der Niederschlagung der 1848/1849er Revolution, im Neoabsolutismus, auf nachhaltig prägende Weise formulierten („Der Mann mit dem steinernen Herzen“, „Ein ungarischer Nabob“ „Zoltán Kárpáthy“). Jókai war äußerst produktiv, selbst auch Zeitschriftenredakteur und eine Zeitlang Abgeordneter der Oppositionspartei, ein den modernen Produktionsbedingungen der Zeit angepasster literarischer Akteur. Eine tabellarische Aufstellung (S. 199-202) zeigt deutlich, wie dicht hintereinander oder teilweise sogar parallel die Romane in den ungarisch- und deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften Ungarns erschienen, bevor sie kurz darauf meistens in beiden Sprachen auch in Buchform herauskamen. Jókai bediente das Massenpublikum (ohne Trivialliteratur zu schreiben), wodurch er bei den damals tonangebenden Kritikern der ungarischen akademischen Kreise (Pál Gyulai, Jenő Péterffy), die sich die Herausbildung eines anspruchsvollen Publikums zum Ziel

setzten, andauernd Tadel erntete. Gleichwohl mussten diese Kritiker sogar selbst zugeben, ständig in den Bann Jókais gezogen zu werden.

Die erwähnte Tabelle mit den teilweise gleichzeitigen Übersetzungen populärer ungarischer Romane ins Deutsche zeigt – wie von Ujvári auch verdeutlicht – weniger das Interesse des deutschsprachigen Auslandes, als vielmehr die Attraktivität der ungarischen Literatur für das deutschsprachige Bürgertum der ungarischen Landeshälfte. Auf der Seite der Rezipienten in der Zielkultur finden wir also deutsche beziehungsweise deutschsprachige Bürger – obwohl es sich höchstwahrscheinlich in den überwiegenden Fällen um zweisprachige Bürger handelte, die bis zu einem gewissen Grad auch Ungarisch sprachen –, die im gleichen Kulturraum lebten, wie der ungarische Autor Jókai und die Rezipienten der ungarischsprachigen Originale der Ausgangskultur. Sowohl die Übersetzer ins Deutsche als auch die Kritiker bei den deutschen Zeitungen und Zeitschriften (manchmal waren es die gleichen Personen), die Vermittler also, waren *Insider*, die sich mit kulturellen Gegebenheiten der Ausgangskultur sehr gut auskannten und für kürzere oder längere Zeit in Ungarn lebten. Das Transfermodell kann also bei Jókai auf keinen Fall als linear bezeichnet werden, wie dies Ujvári tut (S. 11), da sich Ausgangs- und Zielkultur sowie die Vermittlungsinstanz überlappten. Die Verfasserin zitiert zwar theoretische Ergebnisse der Transferforschung (Moritz Csáky) und weist auf die Hybridität sowie Pluralität des zentraleuropäischen Kommunikationsraumes hin, versäumt jedoch, diese Erkenntnisse auf ihren Gegenstand anzuwenden. Durch die erwähnte Überlappung der Transferbereiche greifen die sonst einfacher voneinander trennbaren Vorgänge wie die Selektion der zu übersetzenden Werke, der Vermittlungsprozess und der Prozess der Rezeption ineinander.

Seit dem 1870 auf Ungarisch und 1871 auf Deutsch beim gleichen Verlag erschienenen Roman „Schwarze Diamanten“ wurden fast alle Romane Jókais sofort oder gleichzeitig mit der Entstehung des ungarischen Originals ins Deutsche übersetzt, weil sich das deutschsprachige bürgerliche Publikum Ungarns auch umgehend für die Neuerscheinungen eines so populären Autors wie Jókai interessierte. Wie soll man die Selektion in einem solchen Fall definieren? Die deutschsprachigen Kritiker wussten genau Bescheid, wie die Werke von Jókai von der ungarischsprachigen Kritik aufgenommen wurden, sie bezogen sich, wie die Textedition von Ujvári zeigt, auf die ungarischsprachige Kritik (siehe János Asbóth im „Pester Lloyd“) und konnten sicher sein, dass von ungarischer Seite ihre Kritik in den deutschsprachigen Zeitungen des Landes als in einer gängigen Kultursprache geschriebener Beitrag rezipiert wurde. Manche Autoren wie Adolf Dux oder Adolf Silberstein veröffentlichten ihre Rezensionen über Jókais Werke gleichzeitig auf Deutsch und Ungarisch. Wir müssen also fast von der gleichzeitigen Rezeption der Werke Jókais auf Ungarisch und Deutsch im gleichen Kulturraum ausgehen. Dadurch kamen zwar sprachlich unterschiedliche Beiträge zustande, aber wegen der Parallelität sowohl der Rezeption als auch der Kritik haben wir es mit einer Vermittlungssituation zu tun, die nicht ein fremdkulturelles geistiges Produkt einem heimischen Publikum näher bringen will, sondern durch die Übersetzung ins Deutsche lediglich die Partizipation am *gemeinsamen* mehrsprachigen literarischen Kulturbetrieb ermöglichen will.

Man kann davon ausgehen, dass alle in der Textedition zugänglichen deutschsprachigen Rezensionen anhand des ungarischsprachigen Originals angefertigt worden sind. Adolf Dux, der selbst als Übersetzer von Jókai tätig war, kritisiert an einer Stelle Jókais Wortwahl im Ungarischen und weist auf den noch schwan-

kenden Charakter des Ungarischen bei abstrakten Begriffen hin.¹ Daran sieht man auch, dass es bei Dux nicht um eine herkömmliche, sondern um eine wesentlich intensivere und engagiertere Vermittlertätigkeit ging. Diese Bemerkung verrät auch einiges über seine aktive Beteiligung an der Herausbildung des Ungarischen als Kultursprache durch seine Tätigkeit als Übersetzer ins Deutsche und als Verfasser sowohl deutsch- als auch ungarischsprachiger Rezensionen.

Um das konkrete journalistische Umfeld der Rezensionen zu erhellen, beschreibt Ujvári kurz die Geschichte des ‚Pester Lloyd‘ (1854-), des ‚Ungarischen Lloyd‘ (1867-1876) und des ‚Neuen Freien Lloyd‘ (1869-1872). Darauf folgen die Auflistung der Romane Jókais, die als Volltext in den einzelnen Lloyd-Blättern abgedruckt wurden, sowie Ausführungen darüber, wie diese Veröffentlichungen für die Abonnementwerbung eingesetzt wurden. Im nächsten Schritt werden theoretische Überlegungen zur Gattung *Feuilleton* angestellt und die vier bekanntesten Feuilletonisten, die sich auch mit Jókai beschäftigten, kurz vorgestellt: Adolf Dux, Albert Sturm, Adolf Silberstein und Ludwig Hevesi. Anschließend fasst die Verfasserin alle abgedruckten Besprechungen über Jókais Romane zusammen und hebt die Hauptargumente der Kritik hervor. Im letzten Abschnitt vor der Textedition wird auf den Umgang der ungarischen Kritik mit Jókais Werken eingegangen, dies anhand der Auseinandersetzung zwischen der schon zitierten akademischen Kritik und János Asbóth, auf den Seiten des ‚Pester Lloyd‘.

Das Nachwort des Literaturhistorikers Gábor Gángó, der unter anderem literarische Monarchie-Darstellungen von Jókai bis zur Postmoderne untersucht, bietet eine erhellende Ergänzung zur Kontextualisierung Ujváris. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen und politischen Veränderungen nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 beschreibt der Literaturhistoriker die Möglichkeiten und neuen Wege der Literaten im dualistischen Ungarn. Die nationalgesinnte Literatur blieb weiterhin wichtiger Orientierungspunkt, die Versöhnung wurde durch den Kritiker Pál Gyulai zum poetischen Leitprinzip erklärt, kritische Töne waren unerwünscht. Jókais deutsche Kritiker würdigten, dass er durch die Vielzahl seiner übersetzten Werke zu einer europäischen literarischen Größe wurde,² und unterstützen ihn mit den Rezensionen. Ihre Argumente überlappten sich oft mit der ungarischen Kritik, aber sie bewerteten ihn vor dem Horizont einer europäischen Öffentlichkeit und nicht anhand der Kriterien des heimischen klassischen Nationalismus. Den Kritiker Adolf Dux bezeichnet Gángó als einen typischen Vertreter des deutschen Bürgertums in Ungarn, der das Wertesystem des ungarischen Adels kannte, es aber aus der Distanz beobachtete. Das unterschied ihn auch von einem zisleithanischen Deutsch-Österreicher und noch mehr von den Bewohnern der deutschen Staaten, seine Distanzierung wiederum von den Landsleuten ungarischer Zunge.

Eine zentrale Frage der ungarischen wie auch der deutschen Kritik in den 1870er und 1880er Jahren war, ob man noch die kollektivpädagogische Rolle Jókais brauchen würde. Andererseits wurde in den 1870er Jahren verstärkt nach dem moralischen Stellenwert wegen der Aufgabe der Unabhängigkeitsrhetorik und der

¹ Zum Beispiel auf Unterschiede zwischen »érzék« (»Gefühl, Sinn, Verständnis«) und »ézés« (»Gefühl, Empfindung«).

² Jókai gehört bis heute zu den ungarischen Literaten, die über die meisten übersetzten Titel verfügen. Vgl. *Bibliographie der in selbständigen Bänden erschienen Werke der ungarischen Literatur in deutscher Übersetzung (1774-1999)*. Zusammengestellt von Tiborc Fazekas. Hamburg 1999.

Versöhnung mit der herrschenden Dynastie der Habsburger bei Jókai gefragt. Jókai schien, wie er dies in einem Brief an seinen deutschen Übersetzer Károly Kertbeny formulierte, mit seiner scheinbar widersprüchlichen Orientierung eine bewusste Strategie verfolgt zu haben: die »erwünschte und beförderte Versöhnung des Magyaren mit der Herrscherdynastie« sollte »die Versöhnung der Nation mit sich selbst« (S. 239) vorantreiben. Jókai, von den Veränderungen zunehmend enttäuscht und desillusioniert, fand für sich jedenfalls einen persönlichen Kompromiss, damit auch die Möglichkeit der künstlerischen Weiterentwicklung in der Kompromiss-Ära, im österreichisch-ungarischen Dualismus.

Die vorliegende Textedition trägt entscheidend dazu bei, dass der deutsch-ungarische Kulturtransfer im Bereich der Presse, die sich zusammen mit der Romangattung gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem Massenmedium entwickelte und durch Fortsetzungsromane sowie Theaterkritiken als wichtiger Literaturvermittler fungierte, mehr für literaturwissenschaftliche Fragestellungen erschlossen werden kann.

Krisztina Busa

Regensburg

GANTNER, ESZTER B.: *Budapest – Berlin. Die Koordinaten einer Emigration 1919-1933*. Stuttgart: Franz Steiner 2011. 264 S. ISBN 978-3-515-09920-2 = Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 39.

1925 lebten rund 6.000 Ungarn in Berlin. Sie waren nach Auskunft der Verfasserin die größte, naturgemäß sehr heterogene Emigrantengruppe aus Ostmitteleuropa in der deutschen Hauptstadt. Von ihnen untersucht Gantner in ihrer an der Humboldt-Universität in Berlin angenommenen Dissertation eine kleine Gruppe von jüdischen »Emigranten (50 bis 60 Menschen), die in den wichtigsten radikalen Gruppierungen [in Ungarn] vor dem Ersten Weltkrieg tatsächlich die moderne Kultur mitgestalteten« (S. 15), unter ihnen György Lukács, Karl Mannheim und Arnold Hauser, die – was außerhalb des Themas der Arbeit liegt – den westdeutschen intellektuellen Diskurs der späten 1960er Jahre stark beeinflusst haben.

Gantner holt sehr weit aus. Im ersten Teil »Radikale jüdische Intelligenz [in Ungarn] um die Jahrhundertwende« (S. 35-100) beginnt sie mit der Darstellung der »ungarisch-jüdischen Gesellschaft nach 1867«, also nach der späten Emanzipation. Dann untersucht sie den »Einfluss der deutschen Kultur« (wobei sie die Rolle des Deutschen als *lingua franca* der k. u. k. Monarchie und als europäische Wissenschaftssprache bis zum Ersten Weltkrieg vernachlässigt) sowie »Juden und die radikalen, progressiven Bewegungen in Ungarn«, wobei sie näher auf die soziale Herkunft der oft großbürgerlichen »linken«, kosmopolitischen Intelligenz jüdischer Herkunft und ihre Generationszugehörigkeit eingeht.

Im zweiten Teil »Die Gestaltung der ungarischen Moderne – „Werkstätten und Netzwerke der Moderne“ untersucht Gantner unterschiedliche »fortschrittliche« Gruppierungen von den Anfängen bei Ervin Szabó und der Sozialdemokratischen Partei in Ungarn über die Soziologische Gesellschaft und ihre Zeitschrift ‚Huszadik Század‘ (20. Jahrhundert) bis zum MA-Kreis um die Zeitschrift ‚Ma‘ (Heute) 1916-1918 und seinen Beziehungen zu Herwarth Waldens ‚Sturm‘ in Berlin. Der Fokus liegt auf den jüdischen Mitgliedern; man vermisst den Vergleich mit den nichtjüdischen Mitgliedern der Organisationen und Gruppen.

Im dritten Teil stellt die Verfasserin unter der Überschrift „Die revolutionären Ereignisse vom 1918/19“ nur den Anteil „ungarisch-jüdischer Intellektueller“ allgemein und in Einzelschicksalen („Emigranten-Fallbiografien“) dar sowie ihre nach dem Scheitern der Räterepublik überlebensnotwendigen Emigration – in der Regel über Wien – nach Berlin. Mit dem Thema, das Leserin oder Leser vom Titel erwartet, ist nur das letzte Viertel des Buches (S. 181-244) befasst. Es ist sinnvoll, auch die Vorgeschichte dieser kleinen Gruppe von »Intellektuellen [...], die [...] nicht nur in Ungarn als radikal und modern galten, sondern auch in der Weimarer Republik bzw. in Berlin zu den damals ›fortgeschrittenen‹, linksgerichteten Gruppierungen oder kommunistischen Organisationen gehörten[,] die den Anschluss fanden und eine neue, aktive Periode ihres Lebens erlebten« (S. 11), einschließlich ihrer überlebensnotwendigen Beziehungen, Gruppenbildungen und Netzwerke darzustellen. Nur erwarte man nicht, in diesem Buch eine Geschichte der jüdischen fortschrittlichen, linken Intelligenz in Ungarn vom Ausgleich 1867 bis zum Ende der Räterepublik 1919 zu finden – ein Thema, auf das die Verfasserin teilweise erstmals in einer deutschsprachigen Veröffentlichung zu sprechen kommt.

Gantner spricht die Situation und Aktionen der Emigranten in Berlin an, ihre Gruppenbildungen, ihre Möglichkeiten in Waldens ‚Sturm‘, auf Piscators Bühnen, im Bund Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller und in der Marxistischen Arbeiterschule (MASCH) an. Sie rekonstruiert die Wahrnehmung der Stadt aus der Perspektive dieser Emigranten und weist nur gelegentlich auf das weitere Schicksal nach 1933 in der Moskauer und anderen Emigrationen. Sie weist auf die Zusammenarbeit des offiziellen Ungarn mit Polizeistellen der Weimarer Republik und die Rolle vom ungarischen Staat abhängiger Einrichtungen wie des Ungarischen Instituts hin, verzichtet aber auf einen Vergleich mit nichtjüdischen und nichtungarischen *linken* Emigranten in der Metropole der Weimarer Republik in den *Goldenen Zwanzigern*. Trotz der lückenhaften Überlieferung gelingt ihr eine Reihe neuer Einsichten.

Die Schwäche der Arbeit liegt in der engen Fokussierung auf die untersuchte Gruppe, deren Leistung sie durch Kontextualisierung hätte noch stärker herausarbeiten können. Diesen ungarischen, jüdischen fortschrittlichen Intellektuellen vom Beginn des 20. Jahrhunderts gilt ihre offene Sympathie: »[D]er Verlust dieser Gruppe von Menschen«, schließt Gantner, bedeutete »für Ungarn nicht nur den Verlust von hochgebildeten, schaffenden, inspirierenden Persönlichkeiten, sondern auch den Verlust einer (welt)offenen, experimentierfreudigen, gebildeten Denkweise. [...] Das verbindende Element war für diese Menschen der Traum von der Verwirklichung eines demokratischen, modernen, bürgerlichen Ungarns.«

Sprachlich hätte dem Text eine orthografische und stilistische, gelegentlich auch inhaltliche (S. 82: *Lócsé* [*Leutschau*] heißt zum Beispiel heute nicht *Levica*, sondern *Levoča*) Durchsicht gutgetan. Als Geschichte der progressiven Intelligenz jüdischer Herkunft in Ungarn nach 1867 und ihrer Emigration nach 1918/1919 eröffnet die vom Ansatz und den Ergebnissen her innovative und insgesamt anregende Darstellung zahlreiche neue Einsichten und Ergebnisse für die Geistes- und Gesellschaftsgeschichte der ungarischen Juden 1867-1919, aber auch für das Berlin der Weimarer Republik. Problematisch erscheint aber die thematische Engführung, doch sollte man die Ansprüche an eine Dissertation auch nicht zu hoch schrauben.

UJVÁRY, GÁBOR: „Egy európai formátumú államférfi”. *Klebelsberg Kuno (1875-1932)* [„Ein Staatmann europäischen Formats“. Kuno Klebelsberg [1875-1932]]. Pécs/Budapest: Kronosz, Magyar Történelmi Társulat 2014. 228 S. 27 sch/w Abb. ISBN 978-6-155-49720-9 = Sziluett. Korszerű történelmi életrajzok.

Die ungarische Zwischenkriegszeit kann als gut erforscht angesehen werden. Dies gilt insbesondere für die Biografien der wichtigsten Politiker (Pál Graf Teleki, István Graf Bethlen, Miklós Horthy, Gyula Gömbös), über die in den letzten zwei Jahrzehnten wegweisende wissenschaftliche Darstellungen und Sammelbände erschienen sind. Weitgehend ausgenommen blieb von diesem Interesse die Gestalt des Kulturpolitikers Kuno Graf Klebelsberg, über den die erste (und letzte) Biografie mit wissenschaftlichem Anspruch 1942 veröffentlicht wurde. Gábor Ujváry, wissenschaftlicher Mitarbeiter des 2014 gegründeten Veritas Forschungsinstituts, hat sich vorgenommen, diese Lücke zu füllen.

Ujváry legt den Schwerpunkt seiner Darstellung auf Klebelsbergs Tätigkeit als Kulturminister (1922-1931) während der Ministerpräsidentenschaft István Graf Bethlens. Eingangs schildert er Ausbildung und Werdegang des jungen Klebelsberg, der einer adligen und ehemals deutschen Familie entstammte, eine hervorragende universitäre Ausbildung (so auch in Berlin) genoss und sich schon früh der Kulturpolitik verschrieben hatte. Seine Laufbahn begann 1898 als einfacher Schreibgehilfe im Ministerpräsidialamt. Rasch arbeitete er sich aber die Karriereleiter hinauf, wobei er stets von seinen Vorgesetzten gefördert wurde, die seinen Fleiß, sein Organisationstalent und seine Auffassungsgabe erkannten. Klebelsberg übernahm auch bereitwillig Ehrenämter in vielen Vereinen und Verbänden der ungarischen auswärtigen Kulturpolitik. Diese Posten boten ihm die Möglichkeit der Profilierung ebenso wie die der Vernetzung und der Imagepflege. Laut Ujváry vertrat er weltanschaulich konservativ-reformerische Gedanken und bevorzugte politisch stets die Evolution in langsamen Schritten anstelle von revolutionären Umwälzungen. Er erkannte die Bedeutung der sozialen Frage wie auch die Notwendigkeit einer gerechten Bodenreform in Ungarn. Doch scheute er sowohl von links- als auch von rechtsradikalen Bewegungen und Lösungsvorschlägen zurück. Da er auch bei seinen sonstigen Entscheidungen immer den realpolitischen Blick auf das politisch Mögliche wahrte, verwundert es kaum, dass er sich am Anfang der 1920er Jahre dem Wunsch von István Graf Bethlen fügte, die Lösung der Agrarfrage zu verschieben. Die Lage der unteren Bevölkerungsschichten wollte er zu diesem Zeitpunkt bereits durch seine Bildungspolitik verbessern, für die er als Kulturminister verantwortlich war. Sein Amt trat er 1922 zu einem denkbar schlechten Zeitpunkt an: Ungarn war nach dem Vertrag von Trianon wirtschaftlich, finanziell und nicht zuletzt moralisch am Boden. »Vergessen wir nicht, dass das ungarische Vaterland nicht durchs Schwert, sondern durch die Kultur bewahrt und wieder groß gemacht werden kann«, lautete in dieser Stunde die Mahnung Klebelsbergs in seiner Einführungsrede als Minister. Die Voraussetzung seines Engagements zugunsten der Bildung und Kultur schuf er in unzähligen Debatten im ungarischen Parlament und dem Kabinett Jahr für Jahr selbst, indem er den Etat seines Ministeriums von vier Prozent des Staatshaushalts auf über zehn Prozent in den Jahren nach 1927/1928 erhöhen konnte. Den Umfang seiner Tätigkeit im Rahmen der Bildungs- wie auch der auswärtigen Kulturpolitik Ungarns aufzuzählen, sprengt den Rahmen einer Rezension. Dennoch seien hier zumindest einige Bereiche ohne Details erwähnt werden: Förderung mehrerer Universitäten durch Neubauten und

die Verbesserung ihrer finanziellen Ausstattung, Bau von mehreren hundert Schulen (Grund- wie weiterführende Schulen), Einrichtung eines Stipendienwesens im Ausland für ungarische Wissenschaftler, Aufbau von wissenschaftlichen und Kulturinstituten („Collegium Hungaricum“) in mehreren europäischen Hauptstädten, Förderung der technischen und Ingenieursstudiengängen sowie der volkswirtschaftlichen Studien, Unterstützung sowohl von geschichtswissenschaftlichen Instituten als auch von groß angelegten Publikationsreihen.

Die Erfolge von Klebelsbergs Bildungs- und Kulturoffensive lassen sich nur schwer messen. Immerhin ging der Analphabetismus in Ungarn zurück, und die durchschnittliche Verweildauer in den Schulen erhöhte sich wesentlich. Eine Reihe bereits bekannter (oder nachmals berühmter) Wissenschaftler und Künstler bekam durch Stipendien die Gelegenheit, einerseits im Ausland Wissen zu erwerben, andererseits ebenda zum Aufbau eines positiven Ungarnbildes beizutragen (zum Beispiel András Alföldi, István Bibó, Tamás Bogyay, Béla Brandenstein, József Deér, Domokos Kosáry).

Ujvárys Biografie verschweigt auch jene heiklen Aussagen und Positionen Klebelsbergs nicht, deretwegen er nach 1947 bei den kommunistischen Machthabern in Ungnade gefallen war. Hier sind vor allem der Elitismus, seine Theorien hinsichtlich der ungarischen *Kulturüberlegenheit* (im Vergleich mit den Nachbarvölkern) und sein »Neonationalismus« zu nennen. Angenehm in Ujvárys Darstellung ist der unaufgeregte Ton, in dem er auf die Zeitgebundenheit von Klebelsbergs Vorstellungen verweist oder diese unter Hinweis auf ähnlich gelagerte Äußerungen anderer Politiker in den historischen Kontext einbettet. Im Falle der kulturellen Überlegenheit verweist Ujváry allerdings als deren Kriterium einzig auf die Analphabetenrate in Ungarn und den Nachbarländern, was dem Rezensenten als Kontextualisierung doch eher dürftig erscheint. Insgesamt legt Ujváry aber eine spannend und kurzweilig geschriebene Biografie dieses »Staatsmannes von europäischem Format« (Carl H. Becker) vor, dessen Wirken beginnt, seine adäquate Würdigung zu erfahren, wofür der vorliegende und uneingeschränkt empfehlenswerte Band das beste Zeugnis ablegt. Der Verfasser ließ sich dabei von seiner offensichtlichen Sympathie für seine Figur nicht irreführen, so dass er in der Biografie stets die nötige Distanz wahrt und auch die negativen Aspekte von Klebelsbergs Persönlichkeit nicht ausspart. Ujváry ist eine erstrangige Politikerbiografie gelungen, deren einziger Nachteil in ihrer Kürze liegt.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

„A legnagyobb álmú magyar kultuszminiszter“, gróf Klebelsberg Kuno [„Der ungarische Kultusminister mit dem größtem Traum“, Kuno Graf Klebelsberg]. Válogatta és szerkesztette UJVÁRY, GÁBOR. Budapest: Kairosz 2013. 150 S. ISBN 978-9-636-62615-0.

Der vorliegende Band enthält eine Auswahl aus den Veröffentlichungen des viel gerühmten ungarischen Kulturministers Kuno Klebelsberg (1875-1932). Es handelt sich um Ausschnitte aus publizistischen Beiträgen für ungarische Zeitungen und aus Reden im ungarischen Parlament sowie auf öffentlichen Veranstaltungen. Die Auswahl der Textabschnitte und deren thematische Gruppierung um Überschriften wie „Klebelsberg und die Regierung“, „Klebelsberg und die Geschichtswissenschaft“ oder auch einfach nur „Sport“ sind von Gábor Ujváry vorgenom-

men worden. Ujváry gilt derzeit als der beste Kenner von Leben und Konzeption Klebelsbergs, publizierte er doch nicht nur etliche Aufsätze über Klebelsberg, sondern ist auch in den ungarischen Medien ein gefragter Partner bei Gesprächen über Klebelsberg. Ein Jahr nach der Veröffentlichung dieser Textauswahl erschien zudem seine Klebelsberg-Biografie,¹ die auch in Ungarn zu Recht mit viel Lob bedacht wurde. Diesen Band beschließt Ujváry mit einer Betrachtung über Klebelsbergs wechselvolles Nachleben in den unterschiedlichen politischen Systemen Ungarns.

Klebelsberg selbst publizierte eine Vielzahl seiner Artikel und Reden selbst noch zu Lebzeiten in mehreren Bänden, deren Gesamtumfang über 2.000 Seiten ausmacht. Ujváry sichtete die Beiträge und sortierte sie in zwanzig Themenbereiche. Diese spiegeln die ganze Bandbreite des Klebelsbergschen Œuvres: Fragen der Ministerialverwaltung, Öffentlichkeit, Regierung, die Theorie der kulturellen Überlegenheit und Kulturdemokratie, der Begriff *Neonationalismus*, die Dezentralisierung, die Weltwirtschaftskrise, Klebelsberg und die Geschichtswissenschaft, die Wissenschaftspolitik, Fragen der Erziehung, des Schulwesens und der Universitätspolitik, auswärtige Kulturpolitik, Künste, Sport und Stadtpolitik. Die Entscheidung Ujvárys, die Beiträge zu einem Thema ausschnittsweise und den unterschiedlichen Büchern Klebelsbergs entnommen zu präsentieren, bietet zwar den Vorteil, dass gegebenenfalls die zeitliche Entwicklung der Ansichten auf kleinstem Raum deutlich gemacht werden kann. Doch wird damit die Chance vergeben, längere und komplexere Gedankengänge nachzuvollziehen, denn die meisten Ausschnitte sind kaum länger als eine halbe Seite. Auch lässt sich nicht nachverfolgen, worum es in den weggelassenen Abschnitten ging, denn es handelt sich beim Büchlein lediglich um eine Textauswahl und nicht um eine historisch-kritische Ausgabe. Diese Methode ist insbesondere bei jenen Themen bedauerlich, deretwegen Klebelsberg heute noch harter und ahistorischer Kritik ausgesetzt ist (es sei hier nur auf die Begriffe *kulturelle Überlegenheit* und *Neonationalismus* verwiesen). Diese zu entkräften wäre leichter, lägen Klebelsbergs einschlägige Ausführungen umfassend vor. Kenner der Klebelsberg-Biografie Ujvárys werden zudem eine Reihe von *Aha*-Effekten haben, denn ein beträchtlicher Teil der hier abgedruckten Ausschnitte findet sich dort als Zitat wieder.

Somit muss ein zwiespältiges Fazit gezogen werden: So sehr es einerseits zu begrüßen ist, dass sich die des Ungarischen mächtige Leserschaft durch diese Auswahl nunmehr selbst ein Bild von Klebelsbergs Denken machen kann, umso bedauerlicher ist es, dass die Auswahl nicht mehr als erste, kurze und flüchtige Einblicke in dieses Denken (aber keine ernste Auseinandersetzung damit) erlaubt. Für eine solche Beschäftigung eignet sich hingegen Ujvárys erwähnte Klebelsberg-Biografie.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

¹ Siehe die Besprechung des Autors in diesem Band, 408-409.

A negyedik nemzedék és ami utána következik. Szekfű Gyula és a magyar történetírás a 20. század első felében [Die vierte Generation und was danach folgte. Gyula Szekfű und die ungarische Geschichtsschreibung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts]. Szerkesztette UJVÁRY, GÁBOR. A szerkesztő munkatársa NAGY, JÓZSEF ZSIGMOND. Budapest: Ráció 2011. 303 S. 1 DVD. ISBN 978-6-155-04719-0 = Kodolányi János Főiskola Történeti Műhelyének Kiadványai 2.

Gyula Szekfű (1883-1955) zählt zu den einflussreichsten, bekanntesten und auch umstrittensten ungarischen Historikern des 20. Jahrhunderts. Er verfasste Standardwerke zu Einzelthemen der ungarischen Geschichte und zeichnete zusammen mit Bálint Hóman auch für eine Gesamtdarstellung der ungarischen Geschichte verantwortlich, die bis heute als unübertroffen gilt. Seine Werke weisen jedoch auch starke aktualpolitische Bezüge auf, wobei er seine eigene politische Haltung nach Meinung seiner Kritiker immer dem jeweiligen politischen System angepasst hat. So galt er in den 1920er Jahren als Begründer des nationalchristlichen Kurses der Horthy-Zeit, während der 1930er Jahre distanzierte er sich jedoch von den Machthabern. In vielen Artikeln aus dem Zweiten Weltkrieg äußerte er sich sehr kritisch über die innen- wie außenpolitische Entwicklung Ungarns und vertrat demokratische Ansichten. Nach dem Krieg näherte er sich den Kommunisten an, die ihm dies mit einem Gesandtenposten in Moskau vergalteten. In den 1950er Jahren biederte sich Szekfű bei Mátyás Rákosi an und bekleidete hohe politische Posten.

Diese vielfältige Verschränkung einer widersprüchlichen Biografie mit einem großen Lebenswerk, wobei beide durch eine reichhaltige Korrespondenz in ein großes persönliches Netzwerk eingebettet sind, rief in den vergangenen Jahrzehnten viele Deutungen hervor. Im vorliegenden Sammelband finden sich die Beiträge einer Konferenz in Stuhlweißenburg (*Székesfehérvár*), die 2008 anlässlich von Szekfűs 125. Geburtstag gehalten wurde. Die 16 Aufsätze sind in drei Blöcke gegliedert: Im ersten geht es um die Jugend und die Anfänge Szekfűs als Historiker. Der zweite Block befasst sich mit seiner historiografischen Konzeption und einigen Einzelaspekten seiner Geschichtsdarstellungen. Der dritte Abschnitt beleuchtet einige Seiten von Szekfűs professionellem Netzwerk. Als Beigabe ist dem Tagungsband eine DVD mit Originalaufnahmen Szekfűs und Erinnerungen seiner Schüler und Kollegen an ihn beigefügt.

Die ersten Aufsätze des Bandes beleuchten unterschiedliche Phasen im Leben des jungen Szekfű. Während József Csurgai Horváth die Stadt Stuhlweißenburg, Szekfűs Geburtsort vorstellt, zeichnet Rudolf Paksa ein Bild vom Eötvös Collegium, jener heute mittlerweile legendären Bildungsanstalt, aus der neben Szekfű Persönlichkeiten wie Zoltán Kodály oder Domokos Kosáry hervorgegangen sind. Ágnes R. Várkonyi geht dem Skandal nach, den Szekfűs Buch über den emigrierten Fürsten Ferenc Rákóczi 1913 auslöste. Sie legt dar, dass Szekfű sowohl mit seiner Themenwahl als auch seinen Deutungen bewusst mit dem damals dominierenden national-romantischen Rákóczi-Bild brechen wollte. R. Várkonyi hebt die Unterstützung hervor, die der junge Szekfű von seinem Lehrer und Mentor Dávid Angyal erhielt, als sein Buch ins Kreuzfeuer nationalistischer Kritik geriet, obwohl Angyal Szekfűs Ansichten nicht in allem teilte. Die letzten beiden Aufsätze des ersten Abschnittes befassen sich mit dem Archivar Szekfű, der zwischen 1907 und 1924 insgesamt 17 Jahre in Wien verbrachte, sowie mit Szekfűs Einstellungen und Ansichten in den Jahren 1918/1919.

Im zweiten Abschnitt stechen vor allem zwei Aufsätze hervor. Vilmos *Erős* unternimmt den Versuch, Szekfűs historiografisches Konzept aus dessen Schriften zu destillieren. In Abgrenzung vom chronologischen Positivismus und der in der Zwischenkriegszeit auch in Ungarn aufkommenden Volksgeschichte (beziehungsweise einer völkischen Geschichtsschreibung) lasse sich Szekfű trotz mannigfacher Vorbehalte einer geistesgeschichtlichen Strömung zuordnen, meint *Erős*. Die von Szekfű geschriebenen Bände der „Ungarischen Geschichte“ (*Magyar történet*), der Gesamtdarstellung der ungarischen Geschichte aus den 1930er Jahren, zeichneten sich durch eine gelungene Synthese vieler Bereiche aus (Wirtschafts-, Gesellschafts-, Kultur- und Nationalitätengeschichte). Schließlich habe Szekfű als erster Begriffe wie *Renaissance* oder *Barock* auf die ungarische Geschichte angewandt. Auch der Tatsache, dass Szekfű in vielen seiner Arbeiten auf Staat und die Politik fokussierte, gewinnt *Erős* Positives ab, denn verglichen etwa mit dem konkurrierenden Konzept der Volksgeschichte habe Szekfű stets den multiethnischen Charakter des Stephansreiches betont.

János *Gyurgyák* verortet Szekfű innerhalb der ungarischen ideengeschichtlichen Traditionen. Ohne Szekfűs Antiliberalismus, seinen Antiparlamentarismus und Antikapitalismus zu verschweigen, betont er vor allem seine Versuche, zu einem modernen ungarischen Konservatismus beizutragen. Um die ungarische Gesellschaft zu reformieren, wollte Szekfű die Etablierung und den Ausbau einer Mittelschicht mit europäischem Horizont erreichen. Doch sei dies nicht gelungen, denn selbst die vorhandene dünne Mittelschicht habe sich von ihrer Staatsgläubigkeit und ihrem Eigendünkel nicht trennen können und war dem Radikalismus oder gar den Rechten zugeneigt. Deshalb urteilte er 1947 verbittert, dass die Krise der ungarischen Gesellschaft und des Staates nicht anders denn durch eine Revolution beendet werden konnte, als die er die Etappen des Überganges zum sowjetisch dominierten Nachkriegsungarns bezeichnete.

Die Aufsätze des dritten Blocks untersuchen Szekfűs Beziehungssystem. Dabei stehen sein Verhältnis zu seinem Lehrer Henrik Marczali, seinen Zeitgenossen Dezső Szabó sowie Jenő Házi und Elemér Mályusz im Mittelpunkt. Iván Zoltán *Dénes*, der mit einer Monografie bereits 1976 die Beschäftigung mit Szekfű auf ein seit damals kaum erreichtes Niveau gehoben hat, führt in seinem Aufsatz aus, dass das Verhältnis Marczali – Szekfű insgesamt wechselhaft, aber eher unterkühlt und distanziert war. Dies entsprach der Ausgrenzung des Juden Marczali im ungarischen wissenschaftlichen Leben in der Zwischenkriegszeit. Dennoch hielt Szekfű, der 1919 in seinem Werk „Drei Generationen“ (*Három nemzedék*) den ungarischen Juden eine Mitschuld am Zerfall Ungarns gab, am Grabe Marczalis 1943 eine Gedenkrede, in der er diesen als »echten Ungar« bezeichnete. Der Beitrag von István *Soós* untersucht die Entstehung des antikommunistischen Werkes „Das rote Exil“ (*A vörös emigráció*) von Elemér Mályusz, in dem das offizielle Ungarn die Räterepublik von 1919 und deren zwischenzeitlich emigrierten Protagonisten an den Pranger stellte. Den Auftrag, das Buch zu schreiben, erhielt ursprünglich Szekfű, doch bezog dieser Elemér Mályusz in die Arbeit zuerst als Coautor ein. Kurz vor Fertigstellung des Werkes weigerte sich Szekfű, seinen Teil des Manuskriptes zu verfassen, weswegen ihn Mályusz Jahrzehnte später in seinen Erinnerungen mit bitteren Worten belegte. Schließlich brachte ihm, Mályusz, dieses Werk nach 1945 nur Nachteile wie berufliche Degradierung und Repressionen ein.

Der vorliegende Tagungsband bietet vielfältige Einblicke in Werk und Leben Gyula Szekfűs. Selbstredend kann er nicht alle offenen Fragen seines Œuvres be-

antworten. Doch wird er bei künftigen Forschungen über Szekfű nicht zu umgehen sein.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

Történeti ártértékelés. Hóman Bálint, a történész és a politikus [Historische Umdeutung. Bálint Hóman, der Historiker und der Politiker]. Szerkesztette UJVÁRY, GÁBOR. A szerkesztő munkatársa CSURGAI HORVÁTH, JÓZSEF. Budapest: Ráció 2011. 319 S. 1 DVD. ISBN 978-6-155-04720-6 = Kodolányi János Főiskola Történeti Műhelyének Kiadványai 3.

Der vorliegende Sammelband trägt eine große Schuld der ungarischen Geschichtsschreibung gegenüber einem ihrer prominentesten Vertreter, Bálint Hóman (1885-1951), ab. Hóman war in der Zwischenkriegszeit Ungarns wohl bekanntester Mediävist, er gab jedoch seine Wissenschaftlerkarriere 1932 zugunsten politischer Ämter auf. Er galt als deutschlandfreundlicher Politiker, der sich zwar bewusst von der ungarischen Rechten fernhielt, die ungarisch-deutsche *Schicksalsgemeinschaft* aber bis zum Kriegsende betonte. Dies genügte den kommunistischen Machthabern, um ihn 1946 zu einer langjährigen Haftstrafe zu verurteilen, während der Hóman (seelisch wie körperlich zerrüttet) 1951 starb.

Der von Gábor Ujváry edierte Band vereint die zu Aufsätzen ausgearbeiteten Vorträge einer Tagung, die 2010 in Stuhlweißenburg (*Székesfehérvár*) gehalten wurden, der Stadt, deren Vertreter Hóman im ungarischen Parlament war. Die 20 Aufsätze sind fünf Themenblöcken zugeordnet: Beleuchtet wird Hóman als Historiker, als Leiter öffentlicher Sammlungen, als Politiker, als Netzwerker sowie sein Verhältnis zur Stadt Stuhlweißenburg. Aus Platzgründen wird hier das Augenmerk auf einige wenige Beiträge gelenkt.

Den Auftakt bildet ein Überblick über Hómans Biografie und seine Historikerleistung aus der Feder von Ignác Romsics. Dieser bezieht sich vor allem auf Hómans Abstammung aus einer wohl situierten Mittelstandsfamilie, die im ungarischen Kulturleben gut vernetzt war und dem jungen Hóman gute Startbedingungen verschaffte. Hinsichtlich Hómans Bedeutung als Historiker zollt Romsics dessen Offenheit gegenüber zeitgenössischen historiografischen Richtungen Respekt. Insbesondere betont er, dass Hómans Darstellung des ungarischen Mittelalters, die er für die zusammen mit Gyula Szekfű verfasste „Ungarische Geschichte“ (*Magyar történet*) schrieb, sich auf der Höhe zeitgenössischer Forschungen befand. Mit der Genese eben dieses monumentalen Werkes in den 1920er und 1930er Jahren befasst sich im gleichen Block László Szende. Die anderen Aufsätze dieses ersten Abschnittes untersuchen Hómans Schriften zur Wirtschaftsgeschichte (István Draskóczy) und zur frühen ungarischen Staatlichkeit (György Szabados).

Gleich mehrere Aufsätze analysieren Hómans politische Ansichten. Besonders hart geht Pál Pritz mit zwei Aufsätzen Hómans ins Gericht, in denen er dessen Interpretationen der ungarischen Außenpolitik, der Rolle Ungarns in den europäischen Mächtekonstellationen im Laufe der Jahrhunderte und der deutsch-ungarischen Beziehungen unter die Lupe nimmt. Diese Interpretationen sind laut Pritz einseitig, übertrieben und genügen schlichtweg nicht den Regeln der Geschichtswissenschaft. Sie seien politische Äußerungen im Gewand historischer Untersuchungen, wobei zumindest im Falle der proklamierten *Schicksalsgemeinschaft* Hó-

man der Zeitgeist zugute gehalten werden muss. Schließlich hätten sich die meisten Politiker seiner Generation der falschen Illusion hingegeben, Ungarn könne von einer engen außenpolitischen Bindung an Deutschland nur profitieren, ohne die eigene außenpolitische Souveränität aufgeben zu müssen.

Die kulturpolitischen Vorstellungen Hómans stellt László Tókéczki dar. Er ordnet Hómans Ansichten einer rechtskonservativen und patriarchalisch geprägten Weltanschauung zu. Diese grenzt er zu Recht von jeglichem rechtsextremen, faschistischen oder pfeilkreuzlerischen Gedankengut ab. Dabei formuliert Tókéczki aber mehrfach zumindest mehrdeutig und ahistorisch, etwa wenn er über die »fantastischen Ergebnisse des deutschen Modells einer Modernisierung von oben« schwärmt (S. 110), deren Anziehungskraft »faschistisch« oder »rechtsextrem« zu nennen seines Erachtens lächerlich sei. Zwar verrät Tókéczki nicht, welche Zeit oder welche deutschen Ergebnisse er mit einer solchen Aussage meint. Dennoch hinterlässt sein Aufsatz insgesamt den Eindruck einer übertrieben emphatischen Verteidigungsrede, die eher die Propagierung eigener politischer Standpunkte ist, denn eine kontextualisierte, ausgewogene und fachlich verlässliche Analyse der kulturpolitischen Ansichten von Hóman. Bei deren Darstellung arbeitet Tókéczki vor allem Hómans Ziel heraus, die Förderung von Begabten und der überhaupt Qualität in den Mittelpunkt zu stellen, um dadurch Ungarns Prestige zu mehren.

Gleich drei hervorzuhebende Aufsätze finden sich im Block über Hómans Netzwerk. Zoltán Iván Dénes stellt die Genese und die Entwicklung von Hómans Beziehung zu Gyula Szekfű (1883-1955) dar, während Vilmos Erős jene zwischen Hóman und Elemér Mályusz (1898-1989) untersucht. Während es Dénes darum geht, die gegenseitige Wahrnehmung und Einschätzung der beiden Historiker darzustellen, deutet Erős die Beziehung zwischen Hóman und Mályusz vor dem Hintergrund divergierender historiografischer und politischer Konzeptionen. Schließlich befasst sich Zsolt K. Lengyel mit dem Briefwechsel des Mediävisten und Hóman-Schülers József Deér (1905-1972) mit dem Kunsthistoriker Thomas von Bogyay (1909-1994). Der Aufsatz geht einerseits insofern über das Spektrum des Bandes hinaus, als Hóman selbst hier nicht als Akteur auftritt. Andererseits fügt er sich insofern dennoch ins Konzept des Bandes ein, als aus dem Briefwechsel der beiden Historiker, die ihre Briefe im Exil zwischen München und Bern wechselten, das Bemühen deutlich wird, durchaus auch im Sinne von Hómans Arbeit und Kulturpolitik wissenschaftliche Vermittlungsarbeit zu leisten, im deutschen Wissenschaftsleben bestimmte ungarische Positionen zu vertreten und zum westeuropäischen Bild Ungarns, damals jenseits des Eisernen Vorhanges, Wesentliches beizutragen.

Die vier letzten Aufsätze des Bandes untersuchen Hómans Beziehungen zur Stadt Stuhlweißenburg. Gábor Farkas beleuchtet zuerst die innerstädtischen Voraussetzungen, die dazu führten, dass die Stadt 1932 Hóman bat, in ihrem Namen für das ungarische Parlament zu kandidieren. Zsófia Demeter stellt Hóman als Förderer moderner Stadtpolitik dar, während László Tamás Vizi die Wahlen von 1939 und ihren Ablauf in der Stadt analysiert. Schließlich steht im Mittelpunkt des Aufsatzes von Gergely Mózesy die Einschätzung Hómans durch den katholischen Kleur der Stadt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Band eine Vielzahl von Aufsätzen unterschiedlicher Qualität vereint, von welchen insbesondere jene von *Romsics*, *Dénes*, *Erős* und *Lengyel* hervorzuheben sind. Sie schaffen es zumeist, sich der Historiker- und Politikerpersönlichkeit Hómans wissenschaftlich adäquat anzunähern, ohne die nötige kritische Distanz aufzugeben. Der Band bezeugt insgesamt die Be-

gründetheit einer Rehabilitation Hómans als Wissenschaftler, die in den letzten etwa zwei Jahrzehnten erfolgt ist, während über seine politischen Ansichten weiterhin kontrovers diskutiert wird.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

OROSZ, LÁSZLÓ: *Tudomány és politika. Fritz Valjavec (1909-1960) a két világháború közötti magyar-német tudománypolitikai kapcsolatokban* [Wissenschaft und Politik. Fritz Valjavec (1909-1960) in den ungarisch-deutschen wissenschaftspolitischen Beziehungen in der Zwischenkriegszeit]. Budapest: Ráció 2014. 467 S. ISBN 978-615-5047-74-9 = Kodolányi János Főiskola Történeti Műhelyének Kiadványai 8.

László Orosz, Historiker mit Forschungsschwerpunkten in der Zwischenkriegszeit Ungarns, legt mit diesem Werk die erste Monografie über den Südosteuropahistoriker Fritz Valjavec vor. Im Zentrum seines Interesses steht der biografische Werdegang von Valjavec sowie dessen ungarisches Netzwerk und Briefwechsel mit dem Historiker Elemér Mályusz (1898-1989). Im ersten Teil des Bandes zeichnet er die Ausbildung und den beruflichen Werdegang von Valjavec im Dritten Reich und in der jungen Bundesrepublik Deutschland nach. Im zweiten Teil stellt er sowohl die Briefpartner des angehenden und arrivierten Historikers aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen (Geschichtsschreibung, Germanistik, Ethnografie und weitere) als auch die wichtigsten Themen des Briefwechsels zwischen Valjavec und Mályusz vor. Abschließend werden diese Briefe im Original sowie gegebenenfalls ins Ungarische übersetzt abgedruckt.

Für Orosz liegt die Besonderheit der Beschäftigung mit Valjavec darin, dass diese Einzelbiografie ein dreiseitiges Kräftefeld aufzeigt. Das Wirken von Valjavec sei nämlich als das eines professionellen Historikers, als das eines dem Dritten Reich verpflichteten deutschen Patrioten und als das eines Banater Landsmannes zu betrachten, der sich seiner Wurzeln und Herkunft stets bewusst gewesen und auf sie stolz geblieben sei. Geboren in Wien, machte Valjavec das Abitur in Budapest. Früh schon geriet er unter den Einfluss von Jakob Bleyer (1874-1933), dem führenden Politiker der ungarndeutschen Minderheit. Dieser erkannte die vielfältigen Talente des jungen Valjavec und verschaffte ihm die Möglichkeit eines Geschichtsstudiums in München. Von dort kehrte der junge Historiker allerdings nicht (wie vorgesehen) nach Budapest zurück, sondern wurde 1934 mit einer Arbeit über den Preßburger Bürgermeister Karl Gottlieb von Windisch promoviert und 1938 mit einem Werk über den deutschen Kultureinfluss in Südosteuropa habilitiert. Zu diesem Zeitpunkt erblickte er, der seit 1933 NSDAP- und zwischen 1933 und 1935 SS-Mitglied war, im Deutschtum Ungarns nicht mehr ein »Deutsch-Ungartum«, sondern ein selbstbewusstes Südostdeutschtum, das in diesem geografischen Raum als Kulturbringer agiere. Die Interessenvertretung der Ungarndeutschen wurde bei Valjavec somit im Sinne der damals von vielen Historikern vertretenen »kämpfenden Wissenschaft«, von einer Verpflichtung gegenüber gesamtdeutschen nationalen Interessen überlagert. Orosz betont wiederholt diese Verschiebung im Selbstverständnis des jungen Valjavec. Er verweist überzeugend darauf, dass man einen Unterschied machen müsse zwischen den überzeugten Nationalsozialisten unter den damaligen Historikern und Valjavec, der aus einer gegenüber seiner Volksgruppe empfundenen starken Loyalität heraus den Machteinfluss der Nationalsozialisten

gerne benutzte, um die historischen Verdienste seiner Gruppe aufzuarbeiten und zur Stärkung ihrer ethnischen Identität beizutragen.

Wissenschaft wurde bei Valjavec somit zur Politik. Diese Entwicklung nahmen seine ungarischen Briefpartner und Kollegen mit zunehmender Besorgnis wahr. Die prominentesten ungarischen Wissenschaftler (Béla Pukánszky, Tivadar Thienemann, András Alföldi) nahmen von ihm keine Notiz und beantworteten mitunter nicht einmal seine Kontaktanfragen, mit denen er um deren Mitarbeit bei der Zeitschrift ‚Südostdeutsche Forschungen‘ bat. Andere, wie der Historiker Gyula Szeffű, beteiligten sich anfangs an der von Valjavec herausgegebenen Zeitschrift, gingen dann aber auf Distanz, als sie der Gesinnung von Valjavec gewahr wurden.

Mit 71 nachweisbaren Briefen bildet der von Orosz im zweiten Teil analysierte und im dritten Teil abgedruckte Briefwechsel Valjavec – Mályusz den größten Korpus in der erhaltenen Korrespondenz. Den Berührungspunkt beider Historiker sieht Orosz in ihrem Interesse für Volkstumsforschung und Volksgeschichte. Die jeweilige Betonung ethnisch-nationaler Sichtweisen machte allerdings eine aufrichtige Zusammenarbeit unmöglich, denn die übermäßige Betonung deutschen Einflusses konnte dem nationalbewussten Ungarn Mályusz nicht gefallen. Hierzu kamen die Versuche von Valjavec, wissenschaftlichen Profit für seine Zeitschrift herauszuschlagen, indem er Mályusz dazu ermunterte, in den ‚Südostdeutschen Forschungen‘ über jene Themen zu publizieren, die in Ungarn wiederholt zu Disputen zwischen Mályusz und Szeffű führten. So wollte der Münchener Historiker Debatten in seiner Zeitschrift entfachen. Diese Art der Profilierung, die Valjavec auch bei anderen Wissenschaftlern versuchte und bei der er auch vor persönlicher Diffamierung nicht zurückschreckte, war jedoch erfolglos, weil Mályusz keinen genuin ungarischen Streit im Ausland austragen wollte. Gerne publizierte er jedoch, selbst in den 1940er Jahren, über neutrale Themen, weil er der Auffassung war, dass es ungarischem Interesse diene, im Ausland ungarische Sichtweisen bekannt zu machen.

Das mit dem reichhaltigen Quellenanhang versehene Buch von Orosz ist eindeutig zu begrüßen, arbeitet es doch durch das wissenschaftspolitische Netzwerk von Valjavec ein wichtiges Kapitel deutsch-ungarischer Wissenschaftsgeschichte auf. Sowohl die Zahl der benutzten Fachliteratur als auch der konsultierten Archive ist beeindruckend. Der Rezensent hat nur drei Anmerkungen, die sich auf die Darstellung der Biografie von Valjavec beziehen. Bedauerlich ist zum einen, dass die Kindheit in der Vojvodina, in Werschetz (*Vršac, Versec*), nicht thematisiert wird, genau wenig sein plötzlicher Tod. Auch über Privates wie Eheschließung oder Geschwister erfährt man nichts. Viel gravierender empfindet es der Rezensent aber, dass Orosz die Valjavec-Debatten in der deutschen Historiografie der vergangenen anderthalb Jahrzehnte völlig unbeachtet lässt beziehungsweise sie durch eine abfällige Bemerkung zu vermeintlich polemischen Aufsätzen (S. 9) und eine Fußnote (S. 239, 884) glaubt, erledigen zu können. Denn es mutet seltsam an, in einem Band, der die Verflechtung von Wissenschaft und Politik thematisiert, den Fronteinsatz von Valjavec und seinen Dienst in der Einsatzgruppe D völlig auszusparen. Zwar kennt und zitiert Orosz den Tagungsband „Südostforschung im Schatten des Dritten Reiches. Institutionen – Inhalte – Personen“ (Hgg. Mathias Beer, Gerhard Seewann. München 2004) und die Kontroversen um die angebliche Beteiligung von Valjavec an der Erschießung von 100 Czernowitzer Juden. Ohne hierbei dezidiert Stellung zu nehmen, hätte die Aufarbeitung dieser Kontroverse nach Meinung des Rezensenten eine eingehende Erörterung im Haupttext verdient. Dabei hätte Orosz

dann auch auf die Entlastung von Valjavec durch Michael Silagi eingehen können, der diese Beteiligung in einem Aufsatz, welcher der Aufmerksamkeit von Orosz allerdings entgangen ist, widerlegt (<http://kulturportal-west-ost.eu/biographien/valjavec-fritz-3> [8. Juni 2016]). Trotz dieses Einwandes bleibt festzuhalten, dass Orosz mit seinem Werk sowohl die deutsch-ungarische Historiografiegeschichte als auch die Erforschung der deutschen Südosteuropahistoriografie bereichert und zudem einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der ungarischen Geschichtsschreibung im 20. Jahrhundert leistet. In keinem dieser drei Themenbereiche wird man seine Monografie künftig übergehen können.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

BITTER, ÁKOS: *Deutsche Sprachelemente im Ungarischen als Hilfen beim kognitiven Erwerb des Deutschen. Einsichten aus Unterrichtseinheiten mit ungarischen Deutschlehrern*. Hamburg: Dr. Kovač 2013. 459 S. ISBN 978-3-8300-7416-8 = Lingua. Fremdsprachenunterricht in Forschung und Praxis 26.

Diese Monografie wurde 2013 als Dissertation an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt angenommen und ist der Didaktik des Deutschen als Fremdsprache zuzuordnen. Die Arbeit berücksichtigt (S. 1) den synchron-kontrastiven Ansatz von János Juhász¹ und will diesen durch die Einbeziehung der historischen Diachronie nach Emil Skála² ergänzen. Durch den simultanen Einsatz dieser beiden Ansätze möchte der Verfasser den zu untersuchenden Forschungsgegenstand in den Kontext der Mehrsprachigkeit rücken (S. 1).

Das Ziel der Monografie ist es, deutsche Sprachelemente im Ungarischen zu reflektieren und daraus Anregungen für die Theorie und die Praxis des Deutschunterrichts in Ungarn zu entwickeln (S. 1). Nach Bitters Forschungshypothese stellt »die Bewusstmachung deutscher Sprachelemente im Ungarischen für und durch ungarische Deutschlerner« eine »Hilfe bei ihrem Deutscherwerb dar« (S. 1). Bei der umfangreichen Untersuchung seiner Hypothese verwendet der Verfasser rein qualitative Forschungsmethoden, die er mit der komparativen Erörterung quantitativer und qualitativer Methoden der Sozialforschung nach Lamnek begründet (S. 1). Zur Erreichung seines Forschungsziels stützt sich Bitter auf die Methoden der teilnehmenden Beobachtung und des Experteninterviews. Dabei beschreibt er auf den ersten 98 Seiten seines Buches den genauen Ablauf des Deutschunterrichts in der Sekundarstufe I der Johann-Hauck-Schule in Piliscsaba (nördlich von Budapest), deren Träger die lokale deutsche Minderheit ist, sowie die von der Deutschlehrerin im Unterricht eingesetzten didaktischen Methoden, mit deren Hilfe sie ungarischen Schülerinnen und Schülern deutsche Lexeme beibringt. Auffällig ist, dass bei den Probanden Bitters keine systematische Grammatikvermittlung erfolgt, da die Lehrerin diese infolge des jungen Alters der Schüler noch kategorisch ausschließe (S. 97), wohingegen sie aber den bewussten Einsatz des zwischensprach-

¹ János Juhász: *Richtiges Deutsch*. 16 Gespräche über typische Fehler in der Umgangssprache für Ungarn. Budapest ²1966; *Ders.*: *Probleme der Interferenz*. Budapest/München 1970; *Ders.*: *Kontrastive Studien Ungarisch-Deutsch*. Budapest 1980.

² Emil Skála: *Diachronische und synchronische Aspekte der deutsch-tschechischen Interferenz* In: *Zeitschrift für Germanistik* 2 (1981) 389-403.

lichen Denkens (S. 97) bei der Aneignung deutscher Lexeme in den Vordergrund ihres Unterrichts stelle beziehungsweise die Schüler zu Übersetzungs- und Übertragungstechniken motivieren wolle (S. 97).

Im Kapitel 3 schildert Bitter den Ablauf und den Aufbau des Unterrichts, den er methodisch vorbereitete. Eine kooperierende Lehrerin der Maria-Ward-Schule in Piliscsaba, an der Bitter weiterführende didaktische Untersuchungen durchführte, beauftragte er damit, in den zwei jeweils 45 minütigen Unterrichtseinheiten in einer Gruppe des Jahrgangs 11 die Thematik der deutschen Sprachelemente im Ungarischen (S. 99) zu behandeln. Die Schülerinnen und Schüler erhielten teilweise aus literarischen Werken stammende Textpassagen und behandelten mit Hilfe der Lehrerin die Herkunft der in diesen vorhandenen deutschen Lehnwörter und Lehnbildungen. Der Verfasser kam durch die teilnehmende Beobachtung und aufgrund eines anschließenden Gesprächs mit der mitwirkenden Lehrerin zu der Erkenntnis, dass es für die Entfaltung des Selbstbewusstseins und der Sprachbewusstheit der Schülerinnen und Schüler relevant sei, diesen den Umgang mit deutschen Lehnwörtern und Lehnbildungen beizubringen und zu verdeutlichen, dass es sich in gegebenen Fällen überhaupt erst um solche handele (S. 145).

Vergleichbare Untersuchungsmethoden, wie bereits in den beiden anderen Schulen, setzte Bitter mit Hilfe einer muttersprachlichen Deutschlektorin auch in der „Interkulturellen Sprachübung“ am Germanistischen Institut der Katholischen Péter-Pázmány-Universität in Piliscsaba ein. Im Anschluss an die Behandlung von Lehnprägungen im Ungarischen in diesem universitären Kurs haben die teilnehmende Lektorin und Bitter bemängelt, dass die muttersprachliche Komponente beim Fremdsprachunterricht vernachlässigt werde (S. 176). Ähnlich wie die beiden halte ein Großteil der befragten Germanistikstudierenden einen kontrastiven Umgang mit den Sprachen Ungarisch und Deutsch für »wichtig« (S. 199). Einige der als Probanden an Bitters Untersuchung teilnehmenden Deutschlernerinnen und -lerner an den beiden Schulen und an der Universität stammen allerdings aus ungarndeutschen Familien. Infolge der Assimilationsbemühungen der Politik vor der Wende sprechen diese mittlerweile größtenteils aber nicht Deutsch, sondern Ungarisch als Muttersprache, seien aber durch den Einfluss der deutschstämmigen Großeltern dennoch in der Lage, die deutsche Mundart in der Nähe von Piliscsaba zu verstehen (S. 183).

Die sprachhistorischen Komponenten, die – wie deutsche Lehnwörter und Prägungen – im Laufe der Jahrhunderte durch Sprachkontakt in das Ungarische gelangten, erörtert Bitter im Kapitel 5 sehr ausführlich. Dabei geht er unter anderem auf die Rolle der Einwanderungswellen deutschsprachiger Personen im Ungarn des 18. und 19. Jahrhunderts ein, die ihre Identität, insbesondere die deutsche Sprache bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges pflegten und teilweise heute noch pflegen. Bitter weist im Anschluss an seinen sprachhistorischen und historischen Exkurs in Bezug auf die ungarndeutsche Minderheit in Anlehnung an Hüllen³ auf die Unterscheidung zwischen einer Identifikationssprache und einer Kommunikationssprache hin und betont, dass laut Bassola⁴ durch eine Identifikation mit der

³ Werner Hüllen: Identifikationssprachen und Kommunikationssprachen. Über Probleme der Mehrsprachigkeit. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 20 (1992) 298-317.

⁴ Péter Bassola: Vielfalt der deutschen Sprache aus ungarischer Sicht, didaktisch und methodologisch. In: Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Hgg. Ludwig Eichinger, Werner Kallmayer. Berlin/New York 2005, 306-323.